

En Ascheberger Dindebu

Ein Sohn der Fischergasse

Willalbert Schramm begeht am 5. November seinen 70. Geburtstag

ME
5.11.
56



Willalbert Schramm: „Leider sind die Zeiten so laut und betriebsam geworden.“
(Foto: Geist)

Kurz vor seinem 70. Geburtstag am 5. November besuchten wir Willalbert Schramm in der Fischergasse, wo er nach der Zerstörung des väterlichen Hauses in Untermiets wohnt. Schramm ist ein Sohn der Fischergasse. Seine Vorfahren väterlicherseits lassen sich hier bis ins 16. Jahrhundert zurück nachweisen. Sie waren fast ausnahmslos Fischer und starben hochbetagt, der Vater mit 86, der Großvater gar erst mit fast 100, nachdem er seine Eiserna Hochzeit gefeiert hatte. Der Nachfahre Willalbert meint, das hohe Lebensalter verdankten sie wohl alle neben dem Klima dem reichlichen Verzehr von Fischen. Schramms Mutter stammte von der Schellenmühle. Von ihr hat er die poetische Ader geerbt. Indem er ihre zahlreichen Gedichte unter dem Titel „Wenn die Mühle steht“ nach ihrem Tode drucken ließ, hat er ihr ein schönes Denkmal gesetzt.

In den humorvollen Versen „Die Naturgeschichte von 'em Ascheberger „Dindebu““ skizzierte Schramm seinen Lebensweg. Seine große Liebe gehörte schon frühzeitig dem Theater. Mit sechs Jahren hatte er auf der Bühne zehn Wörter zu sprechen. Welch ein Stolz schwellte seine Brust! Der „Schtrome“ von der Fischergasse wurde „Dindebu“ im Gymnasium. Er sollte Pfarrer werden:

„Moi Biebche, lern' ner fest,
daß widder schtrahl als Lilije
en Parrer in de Familjel!“

mahnnte seine Mutter; aber, abhold aller Mathematik und im Deutschen hervorragend begabt, wurde er schließlich Lehrer. Beinahe wäre er vom Seminar gewiesen worden, weil im „Beobachter am Main“ eine Erzählung aus seiner Feder („Dismars und Gismars“) erschienen war. Nachdem Schramm in mehreren Schulhäusern Unterfrankens pädagogisch gewirkt hatte kehrte er nach seinem geliebten Aschaffenburg zurück. Er wollte zum Sänger der Heimat werden.

„Drum hat er selbst sich pensioniert,
Hott sich als „Skribax“ etabliert
un Ascheberg besunge.“

Ganze Stöße von Manuskripten sind ihm in der Fischergasse 32 verbrannt, doch ist die Summe seiner literarischen Arbeiten noch immer erstaunlich groß. Man wünscht, daß wenigstens ein Teil davon bald gedruckt in einem Sammelband vorliegen. Willalbert Schramm wehrt bescheiden (zu bescheiden!) ab und holt aus dem Schatz seiner Erinnerungen weitere Bilder hervor, Bilder von jener Fischergasse, die voll idyllischer Winkel war, und von jenen Fischergässern, die noch Zeit hatten, mit ihren Fischen auf motorlosem Boot bis Frankfurt zu fahren oder vor ihrem Haus zu sitzen und gemächlich zu babbeln. Auch vom Ersten Weltkrieg erzählt Schramm, in dem er zweimal verwundet wurde, vor allem aber vom „Literarischen Club“, in dem ihm mit Julius Maria Becker und Geo Schäfer eine schöne Freundschaft verband.

Immer wieder betont Schramm, wieviel Liebe und Zutrauen er in seinem Leben gefunden habe. Kein Wunder; strahlt ja aus seinem eigenen Wesen eine wohlthuende Güte! Wir verabschieden uns von ihm. Möge er, wie es sein Wunsch ist, in der Obernauer Straße bald zu einem eigenen Heim kommen und in ihm bei guter Gesundheit noch lange viele Verse zum Lobe unserer Stadt schreiben! Zl.

Der Sänger der Fischergass' 12. 6. 58

Nach langer Krankheit starb gestern Willalbert Schramm, ein Stück altes Ascheberg

Im 72. Lebensjahr ist am Donnerstag Willalbert Schramm gestorben. Er war der Poet der Fischergasse, der alten Fischergaß, die im Krieg versunken und deren Zauber für immer dahin ist. Kleinstädtidylle und Flußromantik waren hier ineinander verwoben, über buckligem Pflaster und spitzgiebeligen, verwinkelten Häuschen lag eine breite, herzhaft Gemüthlichkeit, um die Türme des Schlosses, die Pfeiler der Brücke, durch den Rauch der Schiffsschornsteine und das feine Garn der Fischernetze wehte die Luft, in der die Ascheberger Kumbearn großgeworden sind. Nirgends war die Stadt so geheimnisvoll, so lockend, nirgends bot sich ein schönerer Blick auf Giebel, Dächer und Türme als bei Wellenschlag und Sonnenlicht da unten am Fluß zwischen Schloß und Einfahrtstor.



Da war die Heimat von Willalbert Schramm. Hier lebte er sein Leben und hier bastelte er seine Verse. Sagt einer „iñ bin Ascheberger“, so segte er „ich bin Fischergässer“, auf diese Weise den Vorzug seiner Abstammung ausdrücklich auf das mainbedeckte Winkelgäßchen beschränkend. Hier war das Mutterland seiner Heimatliebe, und die Kolonien waren die Sonnenplätze Ascheberger Bürgerseligkeit: Schellenmühl, Pösanerie, Schloßgarten und Schönbusch. Sein Kopf war voll von den Namen der Bürgerseligkeit, er kannte die alten Häuser und sammelte, was zu wertvoll war, um weggeworfen und zu gering war um ins städtische Archiv aufgenommen zu werden.

In dieser Welt reimte Schramm seine Geschichten. Er schrieb sie alle in Mundart, ein bißchen Spaß war drin, viel Herz und viel

Fröhlichkeit. Sie erschienen in den Zeitungen und haben dort die meiste Freude gemacht, wo Menschen waren, die so fühlten wie er und die unsere Stadt so liebten wie er sie geliebt hat.

Schramm hat fortgesetzt was Reuß und Trockenbrodt begonnen haben. Er hat die Ascheberger Mundartdichtung gerade in der Zeit weiterleben lassen, in der ihr der Nährboden entzogen war, in der Zeit der Entwurzelung und der Heimatlosigkeit, die es nach Kriegsende auch im kleinen Bereich innerhalb der Grenzen einer Stadt gegeben hat. Seine Gedichte und Possen, seine Geschichten von der Fischergässer Kätt, vom Naz und vom Schlimmes harren der sichrenden Hand und der Herausgabe in einer geschlossenen Sammlung.

(Aufnahme: Aifen)

Schieb nix uff de lange Bank

im „Main-Echo“ veröffentlicht zum 70. Geburtstag:

Mensch bedenck, wie's oft schnell geht
mit der Sterberei, der schnöd!
Pflanz den Baum! - Un sog nit heit:
Morche iß jo aach noch Zeit!

Besser is' es jedenfalls,
du gehst heit noch uff die Balz
un aach glei uff's Standesamt.
Morche bist de scho bedammt!

Gönn dir wos un schenk dir ei,
morche könnt's zu schpüt scho sei
un vefalle is dei Geld -
un de Leicheschmaus entfällt!

Schieb nix uff die lange Bank!
Denn uff amol bist de krank
un du host dei herwi Nout -
e Schnooke is dein schneller Toud!

Soge dann die büjse Leit:
Hätt' er ner geschaffi bis heit,
wür so: Länenswerk vollbracht
un sei Testament gemocht!

Willalbert Schramm

Fischergasse war seine Dichter-Heimat

Vor zehn Jahren starb Willalbert Schramm, ein Stück altes Ascheberg

1968

Heute sind es genau zehn Jahre her, seit ein Stück altes Ascheberg aus dem Leben schied. Am 12. Juni 1958 starb nach langer Krankheit Willalbert Schramm, einer der bekanntesten Aschaffener Mundartdichter. Der Poet der Fischergasse wurde er oft genannt, jener Fischergasse, die im Krieg versunken und deren Zauber für immer dahin ist. Kleinstadtidylle und Flußromantik waren hier ineinander verwoben, über buckligem Pflaster und spitzgiebeligen, verwinkelten Häuschen lag eine breite, herzhaft Gemütlichkeit. Hier hatte Willalbert Schramm seine Inspirationen, hier schrieb er seine Gedichte, die richtig lesen und verstehen eben nur ein „echter Ascheberger“ kann.

Und dennoch: Meinte einer „Ich bin Ascheberger“, so sagte Willalbert Schramm „Ich bin Fischergässer“. So pflegte er den Vorzug seiner Abstammung auszudrücken. Die Sonnenplätze Aschaffener Bürgerseligkeit waren für ihn Schellenmühle, Fasanerie, Schloßgarten und Schönbusch. Schramm kannte viele Namen, wußte über die alten Häuser Bescheid und sammelte, was zum Wegwerfen zu wertvoll und für das Stadtarchiv zu gering war.

All seine Gedichte waren in Mundart geschrieben, mit ein wenig Spaß, viel Herz und viel Fröhlichkeit. Im „Beobachter am Main“ waren ganze Seiten von Willalbert Schramm zu lesen, sein „Fischergässer Epos“ fand viel Anklang. Auf verschiedenen Ausstellungen mundartlicher Dichtung war er ebenfalls vertreten.

Schramm setzte fort, was Reuß und Trockenbrodt begonnen hatten. Er ließ die Aschaffener Mundartdichtung gerade in der Zeit weiterleben, in der ihr der Nährboden entzogen war. Das war die Zeit der Entwurzelung und der Heimatlosigkeit, die es nach Kriegsende auch im kleinen Bereich innerhalb der

Grenzen einer Stadt gegeben hat. Schramm hat diese Stadt stets geliebt. Vor zehn Jahren mußte er sie für immer verlassen. Er stand im 72. Lebensjahr.



Vor zehn Jahren gestorben: Willalbert Schramm, der bekannte Aschaffener Mundartdichter

De Quättschekuche

*Dah, do leith er — un im Dreck!
Un aach uff de Quättscheseite!
Ja, woß dudd der am Scharfeck
middogs, wenn die Glocke laite?*

*Ach, den Kuche, wunderbar,
mittezwä fährt den en Wachche!
Un s lacht der Kommissar!
No, wos soll der dann sunst mache?*

*Un en Omnibus kimmt grad
Ou, wos fliege do die Schticker!
Fer denn Kuche isses schad,
denn es wor en groußer, dicker.*

*Un deß dabbich Nannche flennt,
Känner hott mit dem Bedauern!
Hott doch nix dezu gekönt!
Schuld worn blouß die dumme Bauern!*

*No, der Michel werd en Hersch,
wenn ders hört un hämzus sctieijert!
Weil, des wäß ganz Ascheberg —
der jo heit Geburtsdog feiert.*

Willalbert Schramm

Spätaussiedler lernten das Spessartgebiet kennen

40 alte Menschen aus den Uebergangswohnheimen Schweinheimer Straße und Mülhstraße. Menschen also, die noch vor wenigen Monaten in der CSSR gelebt haben, unternahmen am Sonntag mit Wohnheim-Verwalter Gerhard Schröder eine Autobusfahrt in den Spessart. Sie sahen dabei die nähere Umgebung ihrer neuen Heimat zum erstenmal. Die Fahrt ging über Hessenthal, wo ein Gottesdienst besucht wurde, nach Eichterspfahl und Weibersbrunn, dann durch das Hafenlohrthal nach Rothenbuch, den Bischborner Hof und Neuhütten nach Wiesthal. Hier wurde zu Mittag gegessen. Durch das Krommenthal gings nachmittags über Partenstein und Frammersbach nach Wiesen und zur Kahlquelle. Der Rückweg führte über Schöllkrippen und Feldkahl. Die alten Leute, die sonst während der ganzen Woche gewöhnlich auf ihre Enkel aufpassen, bedankten sich begeistert bei Wohnheim-Verwalter Schröder für den an schönen Eindrücken reichen Sonntagsausflug.

12.6. 1968

Vor zwanzig Jahren ist der Aschaffener Lehrer und Mundartdichter Willalbert Schramm gestorben. Von Geburt und Denkungsart war Schramm Fischergässer. 1886 wurde er geboren, sein Vater war Fischermeister, seine Mutter eine Schellenmüllerstochter. Von ihr, die ein Gedichtbüchlein »Wenn die Mühle steht« geschrieben hat, hatte er die Lust zum Fabulieren. Die Mutter war auch der gute Geist seines Lebens. Sie hat sein Poetendasein weit über die Zeit hinaus geschützt, in der ein Mensch auf mütterliche Fürsorge angewiesen ist, und hat ihm ein Leben zwischen Büchern und Gedanken ermöglicht.

Versonnen und verträumt, auch im Äußeren einer Spitzwegfigur nicht unähnlich, verkörperte Schramm die inzwischen ausgestorbene Gattung des Lokalpoeten. In



Vor zwanzig Jahren starb der Lehrer und Mundartdichter Willalbert Schramm. Mit ihm ist die Gattung der Aschaffener Lokalpoeten ausgestorben.

Poet der Fischergasse: Willalbert Schramm

ME 12. 6
1978

einer Zeit, in der die Zeitungen dem Gemüt ihrer Leser stärker dienten als ihrem Informationsbedürfnis, bastelte er Gedichte und Geschichten und veröffentlichte sie neben anderen lokalen Feuilletons im alten »Beobachter«. Er war sicher nicht der Typ des fleißigen und strebsamen Bürgers, dessen Ansehen an der Größe des Besitzes und der Höhe seines Bankkontos abzulesen war, aber seine Funktion als Geschichtenschreiber wurde respektiert und war willkommen.

Niemand hat sich je den Kopf darüber zerbrechen müssen, ob Schramm »hur« ein Heimatdichter oder »sogar« ein richtiger Dichter sei. Schramm hat nie die höheren literaturgeschichtlichen Weihen angestrebt. Sogar die Bezeichnung als »Heimatdichter« gilt bei ihm nur im räumlich eingeschränkten Sinn, denn seine Heimat war die Fischergasse, sein Sprach- und Empfindungsraum war der seiner Nachbarn. Sie brauchten kein Lexikon und kein Philosophiestudium, um ihn zu verstehen.

Schramms Eigenart war auch seine Begrenzung. Es gibt keine Sammlung seiner Gedichte, aber immerhin ist er in eine Ausstellung aufgenommen worden, die 1966 in Nürnberg zum Thema Mundartforschung und Mundartdichtung in Franken« veranstaltet worden ist.

Willalbert (eigentlich Wilhelm Adalbert) Schramm absolvierte 1907 das Lehrerseminar in Würzburg und unterrichtete seit 1911 an der Volksschule in Leider. Dort erweckte er im Turnverein eine Gesangsriege zu neuem Leben: 1920 wurde er in die Altstadt versetzt und lehrte an der Luitpoldschule.

Im Zweiten Weltkrieg teilte er das Schicksal vieler Fischergässer. Sein Elternhaus, in dem er seine Wohnung hatte, wurde zerstört. Fortan lebte er bei einer befreundeten Familie in Untermiete. Resi-

gnierte Gelassenheit kennzeichnet das 1949 entstandene Gedicht »Dichterlos«:

Woß kriegt mer nit alles versproche,
uff daß es ähm gefällt
vor dene verzich Woche –
un is noch nit uff dé Welt!

Die Lies, die will es Getche,
de Onkel Petter wern,
uns 's allerschönste Mädche
des winkt ähm scho von fern.

De Vadder will vermache
ähm scho soi stänern Haus
un 's Tante all ihr Sache –
un sterbt noch lang nit aus.

Uff ämohl, im November,
spitzt mer die kläne Ohrn
und frät sich im Dezember
scho uff die sechziger Jöhrn.

Die Bas macht ähm en Lutscher,
dudd Brout ins Lappche noi,
strät druff e bißje Zucker
un säjcht: Gell, des schmeckt föl!

Mer is es brävste Biebeche
un schießt die Winnel voll
un kriegt e gäales Riebeche,
daß mer mol lache soll.

Un ähnes Dogs der Lehrer,
der säjcht »Ich hobb dich gern,
werd jo kän Gassekêhrer,
Du mußt emohl Parrer wern.«

Dann werd mer täglich größer,
verliert scho die Geduld.
Die Mädcher, no, die Öser,
die sin an allem schuld.

Drum werd mer en Magister
mit ochtzig Mark Gehalt

un lebt wie en Minister
un is erscht zwanzig alt.

Mer käft sich teire Bücher
un pumpt sich e Klavier
bis ähnes Morgens, sicher,
kimmst de Gerichtsvollzier.

Mer schafft un schreibt Geschichtcher
un sündigt, un werd krank,
mer lacht un mecht Gedichtcher
un leecht se in de Schrank,

sieht dorch die rosa Brille
die Welt im schönste Glanz,
schafft Schönes in der Stille
un hott es Glück am Schwanz.

Un hott mer schäj beisamme
soin Krom – do guckt mer nuff:
e Bombe kimmst, in Flamme
gäjhts stänern Haisje uff.

Do staajt mer vor de Trümmer
grad wie e Kind bam Dreck,
dann miet mer sich e Zimmer
un stellt soin Tisch ins Eck.

Mer dicht' un mecht Kalenner
un fühlt sich pudelwohl,
schreibt Zähler unner die Nenner,
versuchts halt noch emohl.

Dann kriegt mer widder versproche
vom Lastenausgleich Geld,
wart' widder dausend Woche,
weils ähm als noch gefällt.

Mer lebt von soine Rente
un die langt nit fers Brout,
un von de Vatikanpende –
uff ämohl is mer doud.

's langt grad noch (ja, hätt' er
gesport) fers Seelämt,
fer sechs geleimte Bretter,
fer'n Nachruf, schwarz gerahmt.

Dann hott mer endlich alles,
woß mer versproche hött kriegt.
Im Himmel gib't kän Dalles –
des häßt: wenn de Parrer nit lügt!